

...kann man sich ein bisschen Zeit nehmen. Degussung mit einem Handdruck. Juan schreit mir zu: «Wir müssen im Oktober raus». Dorian ergänzt: «Wir engagieren uns sehr für das Project X.»

ALLE SETZEN AUF DAS PROJECT X

Durch eine Türe gelangen wir in einen Innenhof. Ein gestauter Bach und ein paar morsche Stege. Hier befindet sich das Dojo, in dem Pierre trainiert. Es ist ein hoher quadratischer Raum unter einem schabigen Eternitdach. Pierre hat einen Fussboden eingebaut und Boxsäcke mit einem Flaschenzug an die Deckenbalken gehängt. Trainingsgeräte stehen herum. «Als ich vor einem Jahr hierher gekommen bin, habe ich mich auf vier Jahre eingerichtet», stellt der Kickboxer nüchtern fest. Doch kaum war der Raum eingerichtet, kam auch schon die Kündigung. Kein Zorn ist zu spüren. Immerhin gibt es Hoffnung auf einen neuen Standort: «Ich setze auf das Project X», sagt Pierre. Unter einem abblätternen Graffiti aus den achtziger Jahren treffen wir Pascal an. Zwanzig Jahre alt ist er, lang und hager. «Dieses Graffiti ist historisch», erklärt er. Auch für ihn ist Project X wichtig: «Es ist eine sinnvolle Möglichkeit, etwas zu machen: Endlich weg von diesen Histoires des drogues.»

In Biel bewegt das Project X zahlreiche junge Menschen zwischen 16 und 28 Jahren, die sich nicht damit zufriedengeben, Wochenende für Wochenende vor der Disco «Empire» und dem Spielsalon «Galaxy» an der Zentralstrasse rumzuhängen. Einige haben einen Job oder studieren, viele sind arbeitslos – in der Industriestadt Biel beträgt die Jugendarbeitslosigkeit

Project X

Das «Project X» ist ein gemeinsames Vorhaben verschiedener Organisationen der Bieler Jugendszene. Es umfasst unter anderem Räume für Skaterinnen und Graffiti-Künstler; eine Break-Dancer, Musikerinnen und Kampfortler, einen Konzertraum und ein Restaurant. Das Konzept des Project X berücksichtigt die schlechten Bieler Finanzverhältnisse: Die Stadt soll die Liegenschaft zur Verfügung stellen, für den Betrieb will das Project X auf Subventionen verzichten. SponsorInnen sollen um Unterstützung angegangen werden. Ein vorläufiges Budget sieht einmalige Installationen von 1,2 Millionen Franken vor

keit lässt zum Projekt. Im Lebensraum ist oft die Strasse, ihr Lebensgefühl ist von Drogen, Polizeischikanen und rassistischen Erlebnissen mitgeprägt. Wichtig für sie sind Orte wie das vor einigen Monaten geschlossene Jugendzentrum Knak, die (inzwischen ebenfalls geschlossene) Kirchenterrasse, wo sich früher die KifferInnen trafen, das «Cardinal», wo die Junkies verkehren und Stammgäste von früher immer noch auf einen «petit blanc» vorbeikommen, die Gassenküche, die ihren Betrieb auf den Mittag ausdehnte und nun ein grosses Defizit hat, die Schrottblat, wo sich die Punks niedergelassen haben (sie werden langsam aus der Stadt getrieben), die Vereinigten Drahtwerke und die Coudole, das städtisch subventionierte A/J.

In Biel überdauert HipHop, das Lebensgefühl aus dem schwarzen New York der siebziger und achtziger Jahre, alle Modeströmungen. HipHop bedeutet Rap, Breakdance und Graffiti, aber im Umfeld tummeln sich auch Anhänger – und nur wenige Anhängerinnen – von Strassensportarten wie Skaten, Biken und Basketball.

250 GESPRAYTE OSTEREIER

Auf 5000 Personen schätzten lokale Medien im Frühjahr das HipHop-Umfeld – das wäre ein Zehntel der Bevölkerung. Auch wenn diese Zahl übertrieben ist, sagt sie einiges über den Stellenwert dieser Szene aus. Warum hat Biel eine derart lebendige Graffiti-Szene? «Die alten Sprayer, die schon in den achtziger Jahren gesprayt haben, sind immer noch da», erklärt Merlin: «Für uns Junge sind sie Vorbilder.» Sejo, Saez und Tarkin, das sind grosse Namen in der Szene. Längst sind sie nicht mehr darauf angewiesen, ihre ausgeklügelten Schriftzüge in nächtlichen Aktionen an Betonmauern und Hausfassaden zu sprayen. Trotzdem geniessen sie den Respekt der Jungen. Wie das funktioniert, zeigt ein Beispielspiel an der Diamantstrasse. Ein fündiger Hauseigentümer, der vom Bieler Gejammer über die zahlreichen Tags (gesprayten Unterschriften) und Graffitis genug hatte, liess seine Fassade weiss streichen und Steinplatten anbringen. Auf diesen Platten können die TaggerInnen ihre Spuren hinterlassen. Nach einigen Monaten werden sie abgehängt und ersetzt. Einige etablierte Graffiti-Künstler haben inzwischen von diesem Angebot Gebrauch gemacht. Ergebnis: Auch von den Jüngeren hat es bislang niemand gewagt, die dahinter liegende Wand mit einem Tag zu markieren.

Umgehende Reaktion: Am Osterwochenende wurden mehr als 250 Häuser mit gesprayten Ostereiern «verziert». «Es war viel schlimmer, mit einer Spraydose erwischt zu werden als mit einem Stück Shit», beschreibt Merlin die Stimmung, die danach herrschte. Die Folgen waren zwiespältig. Einerseits gab es scharfe Polizeirepression und Bürgerwehr, andererseits beschleunigte diese Provokation das Project X. «Tags und Graffitis gehören zu Biel», sagt Merlin, «es ist aber nicht gut, die Sprayer mit dem Project X in Verbindung zu bringen.» Doch es ist naheliegend: Immerhin sank die Zahl der Sprayereien gemäss Polizeistatistik um siebzig Prozent, als die alte Pianofabrik noch den Jugendlichen zur Verfügung stand.

Wir stehen an einem Maschendrahtzaun am Rande des Bieler Masterplan-Gebiets zwischen Bahnhof und See. Hier, in einem lang gestreckten Gebäude an den Bahngelisen auf dem ehemaligen Areal der Swisscom, soll das Project X realisiert werden – «vorläufig», wie die Bieler Behörden Anfang September erklärten. Mitte September hat das Bieler Parlament einstimmig dem Kauf dieser Liegenschaften zugestimmt.

Am Anfang allerdings war das Project nicht auf Begeisterung gestossen. Bereits 1997 hatten Vertreter verschiedener Szenen über Mittelsleute wie Eric Moser, Gassenarbeiter beim «Drop-In», oder den städtischen Jugendsekretär erste Kontakte zur Stadt hergestellt. Die Behörden hätten zuerst flau reagiert, erinnert sich Merlin. «Vor einer Sitzung im Dezember hatten sie nicht einmal das Budget gelesen», erzählt Merlin. Vermutlich nicht zuletzt, weil die Expo.01 näher rückte, haben die Behörden inzwischen eine schnellere Gangart eingeschlagen. Die Stadt nahm verschiedene Gebäude unter die Lupe. Für das nun zur Debatte stehende Swisscom-Gebäude erarbeiteten vier Hochbauzeichner im Rahmen eines Arbeitslosenprojektes detaillierte Nutzungspläne. So wurde das Project X auch in den Bieler Medien vorgestellt. Es erhielt viel Vorschusslorbeeren – sogar von Polizeidirektor Scherrer.

Biel hat mit dem A/J eines der ältesten Jugendzentren der Schweiz. Erfüllen die beiden umgebauten Gasbehälter vis-à-vis vom Kongresshaus die Bedürfnisse dieser Jugendlichen nicht mehr? «Die Coudole ist wegen ihres günstigen Angebots wichtig», sagt Merlin, «aber dort gibt es nur selten HipHop-Anlässe». Project X wolle mit der Coudole zusam-

will, dann muss man das ein halbes Jahr vorher anmelden», ergänzt Georges, ein Student, den wir im Büro der Gassenarbeit antreffen. Die Coudole widersetzte sich weiterhin kommerziellen Zwängen und verzichte auf teure Bands. Sie sei immer noch im Geiste der achtziger Jahre streng basisdemokratisch organisiert: «Es ist, als gebe es die Berliner Mauer immer noch.»

KEINE STRENGE BASISDEMOKRATIE

Für die Project-X-Leute gibt es einen weiteren wichtigen Unterschied zur Coudole. «Wir sprechen über Chefs», sagt Georges entschieden: «Dabei geht es nicht um eine klassische Hierarchie, aber auch nicht um komplette Basisdemokratie.» Er fährt mit der Hand schräg durch die Luft und bezeichnet die zu schaffende Struktur als «transversale Hierarchie». «Ohne Verantwortung gibt es Chaos und Anarchie», mischt sich Merlin ein. – «Anarchie», erwidert Georges, «das wäre nicht so schlimm. Schlimm ist die Entsolidarisierung. Darunter leiden das Project und die Motivation.»

Das Project X soll selbstverwaltet sein und keine städtischen Subventionen beziehen, weil man sich dadurch abhängig mache. Harte Drogen will man fernhalten und möglichst ohne Repression auskommen. Wie wird das umgesetzt? Merlin und Georges bleiben unbestimmt. Die Praxis muss es zeigen.

Beginnt das Project X schon im Herbst oder erst 1999? Noch muss es durch eine Volksabstimmung. Und wenn es läuft, wird es dann Geld abwerfen? «Der Betrieb soll so viel abwerfen, dass Quersubventionierungen möglich sind», meint Georges: «Attraktive Konzerte finanzieren andere Tätigkeiten. Vielleicht reicht es auch für einige Teilzeitarbeitsstellen. Vorstellbar ist aber auch, dass Stellen via Arbeitslosenprojekte geschaffen werden.»

Denkbar ist aber auch, dass die Expo.01 zum Erfolg des Project X beiträgt. Immerhin liegt der ausgewählte Standort auf dem Weg zum See – und damit zum zukünftigen Expo-Gelände. Ein Graffiti-Projekt sei zwar abgelehnt worden, weiss Merlin. Es sei ihnen bedeutet worden, die Expo mit ihrem Milliarden-Budget habe kein Geld mehr. «C'est dingue.» Doch es bleiben die Gäste, die im Jahre

Auf 5000 Personen schätzten lokale Medien das HipHop-Umfeld.